

Deutsche Freiheit

Einzig unabhängige deutsche Tageszeitung

Nr. 14 — 3. Jahrgang

Saarbrücken, Donnerstag, 17. Januar 1935

Chefredakteur: M. Braun

In Genf liegt die Entscheidung!

Zusammentritt des Internationalen Untersuchungsausschusses

Land im Taumel

Das ganze Saargebiet ist seit den Morgenstunden des 15. Januar in einem Taumel. Auch solche nüchternen Beurteiler, die Massenparoxysmen in Krieg und Revolution vielfach erlebt haben, erklären, daß sie soetwas nie gesehen und nie für möglich gehalten hätten. Es scheint, als sei alle Vernunft in einem Meer von Fahnen, in einer tosenden Brandung von Rufen und Gesängen untergegangen. Die sonst etwas steifen Saarländer sind in einer Raserei, die wirklich aller Beschreibung spottet.

In dieser Zeit stehen die Funktionäre der Volksfront in eherner Ruhe. Bewundernswert, wie sie der Massenpsychose trotzen, die auch die des 30. Januar 1933 in Berlin weit übertrifft. Mitten in dem Trubel ihrer Gegner versammelten sich im Saale der Arbeiterwohlfahrt die Getreuen der Volksfront. In diesem Raum, der so manche begeisterte Kundgebung gesehen hat, sprach Max Braun zu den Männern und Frauen, die aus übermenschlichen Anstrengungen von Monaten abgekämpft sind wie er, die aber an Ueberzeugungstreue und Tapferkeit weiterstehen mit ihrem Führer. Von diesen Kämpfern weiß jeder, daß er sein Recht hergegeben hat für Deutschland und gegen Hitler, und jeder bleibt unerschütterlich in dem letzten Willen, so oder so den Kampf fortzusetzen.

Jeder der Beteiligten geht auf seinen Posten zurück. Ueberläufer gibt es in diesen Kreisen nicht. Die Deserteure sind längst zur „deutschen Front“, wie sie in dieser allgemeinen Charakterlosigkeit nicht weiter auffallen.

Man hatte zu einem Familienfest am Tage der Verkündung des Wahlergebnisses aufgerufen. Binnen weniger Stunden war es zu einer Kirmes geworden, die Anklänge an den rheinischen Karneval bot. Es liefen Leute mit kompletten Hahnenkruzfahrern im Knopfloch herum. „Humoristische“ Transparente tauchten auf. Die Schaufenster der „Volksstimmen“-Buchhandlung wurden mit zahlreichen Inschriften verschmirt. Andern Stellen erging es nicht besser. Es wurden an einzelnen Orten feierliche Beerdigungen des Status quo veranstaltet. Die Trauerversammlung ging in Zulauf und mit Choralmusik. Man wunderte sich nur, daß nicht Priester beider Konfessionen sich mit Kreuz und Gebetbuch beteiligten.

Erster war die offen betriebene Nordheke. An vielen Stellen des Saargebietes wurden Gasgen für Max Braun errichtet, an denen Strohpuppen baumelten. Manchmal genügte auch ein Paternoster. Daß die Polizei gegen diesen gefährlichen Unfug eingeschritten wäre, wird von nirgendher gemeldet. Im Saargebiet regiert beharrlich immer noch der Völkerverbund.

Uebrigens war der bestgehohle Mann des Saarlandes auch an diesen kritischen Tagen bei seiner Arbeit in Saarbrücken, und sein Stab von Mitarbeitern mit ihm.

Bei Eintritt der Dunkelheit flammten Millionen Lichter zu einer Illumination zusammen, wie sie nur wenige Städte je gesehen haben dürften. Scheinwerfer suchten über die Häuser und die Höhen. Die Türme der Kirchen, die öffentlichen Gebäude waren in festlicher Beleuchtung. Der Trubel in den Straßen nahm mit jeder Stunde zu, und schon Stunden vor dem bei Beginn der Dunkelheit angelegten Fackelzug sammelten sich Teilnehmer und Zuschauer im Innern der Stadt. Der Zug dauerte Stundenlang. Wir haben keinen Grund ihn zu verkleinern. Die ganze Stadt mit ihrer schulpflichtigen Jugend war aufgehoben, und vom Lande gab es großen Zuzug.

Schon kamen auch die ersten Terrormeldungen aus dem Lande, gehemmt noch durch die Sorge um den in Permanenz tagenden Völkerverbund. Es ist anzunehmen, daß diese Rücksicht die aufgepeitschten Massen bändigt, ist aber alles andere als sicher.

Die Führer der „deutschen Front“ sind schon in Genf eingetroffen. Max Braun und Fritz Nordt machten sich etwas später auf den Weg. Noch einmal werden sie dem Völkerverbund vortragen, was im Saargebiet geschehen ist.

Die „Deutsche Freiheit“ erschien zur großen Ueberreichung aller Gegner. Den Drohungen zum Trotz noch von Saarbrücken aus, und wenn hier der Terror es unmöglich machen sollte, wird sie von anderswo in der gleichen Schärfe wie bisher mit Hitlerdeutschland abrechnen.

„Impress“ meldet aus London: Auf Grund zahlreicher Berichte und Mitteilungen über die Behinderung der Wahlfreiheit, Verletzung des Wahlgeheimnisses und Verübung von Terrorakten in zahlreichen Fällen durch Mitglieder der „deutschen Front“ an der Saar, hat Lord Marles, der Vorsitzende der Internationalen Untersuchungskommission über den Hitlerterror an der Saar, die Initiative zur Einberufung einer Sitzung dieser Untersuchungskommission nach Genf ergriffen. Die Sitzung soll am Dienstag, spätestens am Mittwoch stattfinden.

Die Kommission wird das ihr eingereichte Material überprüfen und es dann dem Völkerbundsrat unterbreiten. Mehrere Mitglieder der Untersuchungskommission befinden sich bereits auf dem Wege nach Genf.

Die Tätigkeit der Untersuchungskommission soll dazu beitragen, eine der wirklichen Stimmung und Meinung der Saarbevölkerung gerecht werdende Entscheidung des Völkerbundes zu erreichen.

Auf Initiative des Internationalen Untersuchungsausschusses finden in zahlreichen Städten, besonders in England und den Vereinigten Staaten, am 15., 16. und an den folgenden Tagen große Massenkundgebungen statt, die für die Forderung der Beachtung der Meinung der Status-quo-Anhänger demonstrieren.

Die Saar-Abstimmungskommission in Genf

Saarbrücken, den 16. Januar 1934.

Die vier Mitglieder der Abstimmungskommission verließen Saarbrücken am Dienstagabend 7.10 Uhr mit dem fahrplanmäßigen Zuge nach Straßburg. Sie erlebten also noch den grandiosen Aufmarsch der Bevölkerung. Rings um den Bahnhof standen dicht gedrängt die Kolonnen mit den brennenden Fackeln und die Kapellen spielten patriotische Weisen. Dies war der letzte Eindruck, den die vier von ihrer Tätigkeit im Saargebiet mitnahmen.

Am Abschied hatten sich auf dem Bahnhofs der Präsident der Regierungskommission, einige Minister sowie zahlreiche Beamte der Abstimmungskommission und der Regierung eingeschunden. Von einer tiefer gehenden Herzlichkeit konnte man nichts merken. Die Herren unterhielten sich bis zuletzt sehr angeregt, schüttelten sich die Hände und schwenkten die Hüte.

Die Abstimmungskommission hat ihre Pflicht erfüllt und ohne Verweilen legt sie ihre Aufgabe in die Hände des Völkerbundes zurück.

Nach der Entscheidung

Der Fackelzug der Sieger brachte im Saargebiet eine ganze Reihe von Zwischenfällen. In Saarbrücken wurde das Gerücht verbreitet, daß die Maschinen des Betriebes der „Volksstimme“ gesperrt werden sollten. Das Ueberfallkommando befahl darauf den Betrieb. Draußen sammelte sich eine große Menschenmenge, die drohende Ruhe andrückte. Doch verzog sich später die Menge.

Das Haus der Arbeiterwohlfahrt wurde Dienstagabend polizeilich geräumt.

Im Bezirk kam es ebenfalls zu Zwischenfällen, doch bemühte sich die „deutsche Front“, vorerst die Menge von Gewalttaten zurückzubalten.

Die ganze Lage im Saargebiet ist gespannt. Jeden Augenblick können sich Zwischenfälle ernsterer Natur ereignen.

Wir werden eine Position räumen müssen. Das sieht fest. Das ist schmerzlich genug, aber Europa hat noch Stellen genug, von denen aus die „Deutsche Freiheit“ ihre für Hitlerdeutschland so unbequeme Tätigkeit fortsetzen kann, und sie wird es zu ermöglichen wissen.

Wir orakeln nicht lange. Zu Untersuchungen wird in ruhigeren Stunden Zeit sein. Es läßt sich viel zum Saarkampf sagen und aus ihm lernen.

Jetzt gilt es nur, sich in neuen Positionen festzusetzen und fortzuführen, was uns Aufgabe und Ziel bleibt: das Ringen um Deutschlands Freiheit.

Pressestimmen

Ueber das Ergebnis der Abstimmung triumphiert natürlich die deutsche Presse. Ein Bild in die „Frankfurter Zeitung“ genügt, um alle Pressestellungen der Gleichgeschalteten zu erkennen. In der „Frankfurter Zeitung“ ist also zu lesen:

„Die Stunde läßt keinen Raum mehr für Bitterkeit. Dieser Augenblick, wo über den Klagen ganz Deutschlands die Glocken aller Kirchen ertönen, wo über den Gesichtern der Glanz eines Festes liegt, steht im Zeichen der Freude und Dankbarkeit. Doch sind die wenigen Minuten, in denen heute vormittag die gesamte Welt die Verkündigung des Abstimmungsergebnisses vernahm, historisch gewesen, denn in diesen wenigen Minuten veränderte sich das Bild Europas. Eine der schwersten Verzerrungen in dem Bild war entschunden. Man sollte solche Augenblicke wägen können, um aus ihnen zu lernen. Die Gerüchte über die mutmaßlichen Prozentlagen, die bis gestern noch auch in der ernsthaftesten Presse Europas Glauben fanden, zeugen von der erschreckenden Unkenntnis, die im Ausland dem deutschen Schicksal gegenüber walte. Es wirkte dabei wohl auch, daß man nicht verstehen wollte, daß das tatsächliche Nichtwissen nach den Ausblicken. Es wiederholte sich bei jenen fantastischen Schätzungen im Grunde der gleiche Vorgang, der einst Versailles zu einem so bösen Ende führte...“

Die Auslandspresse bleibt kritisch. So schreibt die „Basler National-Zeitung“:

„Es sind nicht die 99 Prozent des Herrn Kommerzienrat Köhling, aber es ist eine klare und satte Mehrheit von Saareinwohnern, die sich für die sofortige Rückkehr ins Reich ausgesprochen haben. Das Ergebnis ist so deutlich, daß der Völkerbundrat für seine Entscheidung eine sichere Grundlage hat. In einer Teilung des Saargebietes, die über ein Unglück gewesen wäre, wird er auf Grund dieses Ergebnisses nicht kommen können.“

Das Plebiszit ist ein Sieg Deutschlands, ein Sieg, der beinahe lange vor Einbruch des Dritten Reichs schon gesichert schien, und durch die Machtergreifung Hitlers erst wieder ungewiß geworden war. Sicher wird der Nationalsozialismus das Verdienst an dem Erfolge in Anspruch nehmen, aber in Wirklichkeit hat das Ergebnis ihn Uebor einer schweren Einbuße an nationalem Prestige bewahrt. Daher auch die gewaltige Spannung in Deutschland, daher das ungeheure Angebot an Propagandamitteln.“

Ueber die Wahlvorgänge selbst schreibt z. B. die „Basler“, einer der bekanntesten und ältesten Journalisten Danemars in seinem Bericht an die konservative „Berlingske Tidende“:

„Selbstverständlich ist es Aufgabe der Polizei, zu verhindern, daß die Anweisungen der Abstimmungskommission nicht verletzt werden, aber die Polizei war vollkommen machtlos. Rein, dieser Ausdruck ist nicht korrekt. Es ist eine unüberwindliche Tatsache, daß die Polizei die Demonstrationen nicht nur tolerierte, sondern auch unterstützte.“

An anderer Stelle des Blattes war bereits über den Empfang der deutschen Jüge in Saarbrücken gesagt: „Die Ordnung wurde nicht nur von Polizei und Militär, sondern auch — von Mitgliedern der „deutschen Front“ mit Parteiarmbünden ausrecht erhalten. Ein neutraler Beobachter muß sich wundern: Ist das Unparteilichkeit seitens der Behörden? Ist es unparteilich, wenn man bei den Abstimmungsbeobachtern schon bei ihrem Eintreffen den Eindruck erweckt, daß die Deutsche Front zu dem offiziellen Saarbrücken gehört? Ist es unparteilich, schon jetzt der einen der Parteien polizeiliche Gewalt zu verleihen?“

Die Pariser „National-Zeitung“ schreibt u. a.: „Ihren Korrespondenten liegen ferner echte Dokumente der Deutschen Front vor, welche eine schwerwiegende Wahlbeeinflussung bedeuten und die Bevölkerung unter den denkbar schwersten Druck setzen.“ Das Blatt teilt weiter mit, daß ein Mitglied der Abstimmungskommission drei Tage lang für die Zurechtweisung des Plebiszits eingetreten sei, da er die Voraussetzungen einer freien und unbeeinflussten Abstimmung als nicht gegeben betrachte.

Der Pariser „Demos“ bezeichnet das Auftreten des „Ordnungsdienstes“ als offizielle Organe als wahrhaft skandalös.

Die letzte Bastion

Eine Bande von Gauklern hat Deutschland genarrt
Und herrscht jetzt mit blutiger Hand,
Die Besten des Volkes wurden verscharrt
Und in Morterhöhlen verbannt,
Ein Land ist im Schreden des Todes erstarrt!
Genug, Kameraden! Nehmt endlich leid hart!
Kämpft an der Saar für die wahre Nation!
Haltet, Genossen, die letzte Bastion
Der Freiheit!

Dah wieder Freiheit, die göttlich, werde
Im neu zu erbauenden Reich,
Dah sie einst über die ganze Erde
Erstrahle, den Traumbildern gleich,
Mit einer einzigen starken Gebärde
Könnt ihr's erreichen, seid Hirten, nicht Herde!
Kämpft an der Saar für die wahre Nation!
Haltet, Genossen, die letzte Bastion
Der Freiheit!

Horatio.

Anklage!

In dieser Stunde, da das Erstaunen über das — wir können es ruhig sagen — nicht erwartete Abstimmungs-
ergebnis noch nicht abgeebt ist, da die Welt noch ungläubig
und entsetzt die Vorgänge betrachtet, die sich jetzt im
Saargebiet abspielen, in dieser Stunde gilt es, Anklage zu
erheben, eine harte Anklage gegen die, die in den Tagen
der Vorbereitung der Volksabstimmung verlagert haben. Es
gilt Anklage zu erheben gegen die Vertreter des Hohen
Völkerbundes, der mehr als in irgendeinem asiatischen oder
südamerikanischen Konflikt seine ganze pompöse Impotenz
gezeigt hat. Das seine Nüchternheit der demokratischen For-
malien hat vorzüglich geklappt. Die Volksabstimmung hat
sich unter dem Schutz der nationalsozialistischen Hilfspolizei
reihungslos und ohne Schwierigkeiten vollzogen, die neu-
tralen Stimmzähler haben ihren verschiedenen Häuflein von
Stimmzetteln aufgeschichtet, die sie jelig an ihren Tischen
einschleusen, alles war wundervoll organisiert bis auf das
Letzte. Mit einer Volksabstimmung nach den Prinzipien
demokratischer Anständigkeit und Sauberkeit hat diese Ab-
stimmung nicht mehr das geringste zu tun.

Vor den Augen der Welt konnte es geschehen, daß die
offizielle Exekutive zurückgedrängt wurde durch den na-
tionalsozialistischen Ordnungsdienst.

Vor den Augen der Welt konnte es geschehen, daß durch die
nationalsozialistische Hilfspolizei den Hülsergegnern jede
Möglichkeit der Propaganda genommen wurde,

Vor den Augen der Welt konnte es geschehen, daß die
Polizei sich offen mit der einen Abstimmungspartei solidari-
sierte, ohne abgesehen zu werden,

Vor den Augen der Welt konnte es geschehen, daß eine
gerühmte, hilfslose und zur Bewältigung ihrer Aufgabe un-
fähige Regierung zwei Tage nach der Abstimmung durch die
Polizei erklären lassen mußte, sie sei nicht mehr in der
Lage, den Schutz der in der Arbeiter-Wohlfahrt versam-
melten Personen zu garantieren.

Die Staatsgewalt im Saargebiet ist bereits auf die Natio-
nalsozialisten übergegangen. Uniformierte SA- und SS-
Leute rasen auf Motorrädern durch die Stadt, die Häuser
und Pöden der hitlergegnereischen Presse sind geschlossen, den
Zeitungsträgern hitlerfeindlicher Zeitungen kann nicht mehr
für den Schutz ihres Lebens garantiert werden, an den Gen-
tern des Obersten Abstimmungsgerichtshofes jubeln die
Laudäer über die Siege der Nationalsozialisten, die
den Spottbildern, die den Status quo begraden, Hitlergegnern
werden schon bereits verhaftet. Der März 1935 feiert im
Saargebiet seltsame Urfrühling... und in den Kasernen liegen
die ausländischen Truppen, die für die geheime, freie und
unbeeinträchtigte Abstimmung sorgen sollten, sie liegen da in
Bereitschaft und Erwartung, in der Erwartung, sich wieder
in ihre Heimat zu begeben.

Wir haben Grund, Anklage zu erheben, wir haben Grund,
mit beiden Händen an jene Pforte zu pochen, hinter der
das sagenhafte Weltgeheimnis ruhen soll. Wir haben für eine
große und edle Sache gekämpft. Für Freiheit und für Ge-
rechtigkeit, wir haben den Kampf mit einem ungleich mäch-
tigeren Gegner aufgenommen, und wir haben diesen Kampf
bis zum Ende geführt. Wir haben nie daraus ein Dorn ge-
macht, daß wir Deutsche sind und Deutsche bleiben wollen,
aber wir haben alles, was wir nur immer ausbieten konn-
ten, eingesetzt, um das Saargebiet, dieses kleine Stückchen
deutschen Landes, von der Diktatur Hitlers freizubehalten.
Gegen uns stand die ganze Gewalt eines 66 Millionen Vol-
kes, mit uns war nur der Kampfeswille unserer Freunde
und die zwar ehrliche, aber in ihrer Wirkung problematische
Sympathie der ausländischen Verfechter des demokratischen
Ideals. Wir waren keine Separatisten, wir haben keine Be-
zahlung von den Gegnern Deutschlands erhalten, wir hät-
ten sie auch nie angenommen. Wir waren auf nichts gestellt
als auf den Opfermut unserer Kampfgenossen.

Wir haben's kommen sehen, und wir haben rechtzeitig ge-
nug unsere Stimme erhoben, aber man hat uns nicht gehört
oder nicht hören wollen. Wir haben Tag für Tag den offenen
und verdeckten Terror der Nationalsozialisten aufgezählt,
wir haben darauf hingewiesen, daß vor zwei Jahren schon
die von den Nationalsozialisten unter Duldung des Völker-
bundes und der Regierungskommission vorgenommene Vor-
abstimmung zu einer wirksamen Verfallung der öffent-
lichen Meinung führen mußte, wir haben gezeigt, daß die
Regierungskommission keine Exekutive besaß, die gewillt
war, den erlassenen Verordnungen Wirksamkeit zu ver-
schaffen, wir haben es immer wieder gesagt, daß bei einer
Partei, der alles als Recht gilt, was dem nationalsozialisti-
schen Staate nützt, die demokratischen Prinzipien zu einer
wahren Farce werden muß. Wir haben das immer wieder
gesagt, und man hat uns nicht gehört.

In dieser Stunde, in der wir Bilanz zu ziehen haben, in
dieser Stunde, in der der Terror gegen unsere Freunde auf
dem Land schon offene Formen angenommen hat, in dieser
Stunde können und müssen wir sagen, wir haben unsere

Pflicht getan. Wir haben im voraus gesehen, daß unser Ziel
nur sein konnte, eine so starke Minderheit zu erringen, daß
der Völkerbund nicht achtlos an uns vorübergehen konnte,
wir haben aber nicht voraussehen können, daß uns, die wir
allein standen und uns verpflichtet fühlten, nur in den ge-
botenen demokratischen Formen unseren Kampf zu führen,
nicht einmal das, wo wir unter Mißbrauch des Welches an-
gegriffen wurden, die Regierungsgewalt der vom Völker-
bund eingesetzten Organe zur Seite stünde.

Heute wissen wir das und aus dieser grausamen Erfah-
rung haben wir in den wenigen Stunden nach der Abstim-
mung genügend gelernt.

Wir haben eine Schlacht verloren, aber der Krieg geht
weiter. Unsere Freunde, die draußen irgendwo auf umbran-
deten Posten stehen, sollen wissen, daß wir zur Stelle sind.
Es möge kommen, was will, am Tage, da es gilt, zum Kampf

Regiert der Völkerbund noch?

Die gegenwärtigen Ereignisse im Saargebiet werden für
die ganze Welt eine Probe darauf sein, ob Dittler sein Wort
hält und zu halten vermag. Weiter hat der „Nährer“ im
Rundfunk seinen Leuten an der Saar strengste Disziplin
befohlen. Er hat sie ausdrücklich zweimal auf die unkon-
ventionellen Folgen etwaiger Gewaltakte aufmerksam gemacht.
Und die Folge?

Die Folge war, daß gestern abend eine sogenannte „Volks-
menge“ das Gebäude der „Volksstimme“ umlagerte und Po-
lizei sie erst vertreiben mußte. Reizvolle Szenen spielten sich
vor dem Hause der Arbeiterwohlfahrt ab, die neben dem
Hause der „Volksstimme“ das Zentralhaus der Sozialdemo-
kratie in Saarbrücken ist. Aber immerhin, diese Vorfälle
blieben beim Zusammenrotten, Gassen und gelegentlichen
Zurufen. Viel schlimmer ist das, was auf dem Lande sich ab-
spielt und was erst langsam durchsickert. Im Augenblick
da dies geschrieben wird, kullern hier Gerüchte von ange-
lich fünf Toten, die diese erste Nacht der „Befreiten Saar“
gefordert haben soll. Wir sind, solange keine Bestätigung
kommt, misstrauisch und nehmen an, daß es sich bei diesen
Meldungen um Erzeugnisse einer Psychose handelt.

Aber keine Psychose ist es leider, daß zur Zeit das Volk
sich in Neunkirchen von einer „Menge“ umlagert
wird, die drohende Mute ausstößt, die heute nacht verfuhrte,
gewalttätig in das Haus eindringen, und keine Psychose ist
es ferner, daß die vom Völkerbund angeordnete Polizei gegen
diese Menge entweder nicht einschreiten kann oder nicht ein-
schreiten will. Keine Psychose ist es, daß in Saarlouis das
Haus des Führers der saarländischen Wirtschaftvereini-
gung umlagert wurde und daß hier ebenfalls der Versuch
gemacht wurde, einzubrechen. Keine Psychose ist, daß in einem
Orte der zuständige Arzt sich geweigert hat, einen von seinen
Gegnern verwundeten Anhänger des Status quo Hilfe zu
leisten.

Dittler erinnert sich vermutlich daran, daß ähnliche Aus-
schreitungen in früheren Fällen Deutschland unermesslichen
Schaden getan haben. Die Dinge liegen heute politisch an-
ders, aber in einem Leben sie sich gleich: die Welt steht vor der
Wahl, durch nationalsozialistische Verleumdungen dem ge-
gebenen Wort gegenüber selbst ungeheuer gedemütigt zu
werden.

Was wäre das für ein weltpolitisches Schauspiel, wenn
Dittler vor der Welt erklären müßte: ich wollte Disziplin,
ich wollte Ruhe, ich wollte keine Gewalt, aber meine Leute
waren nicht zu halten! Zwar hat die „deutsche Front“ noch
gestern prahlend erklärt, sie selbst übernehme die Verant-
wortung für die Aufrechterhaltung der Disziplin im Saar-
gebiet, aber wenn die Menge „begeistert“ ist, gibt es natür-
lich keine Verantwortung mehr.

Die schicksalsreiche Volksabstimmung

Das Organ des freien Bergarbeiterverbandes des
Saargebietes schreibt über die nach der Abstimmung im
Saargebiet eingetretene Lage in einem Leitartikel, der
besonders an die Mitglieder des Verbandes gerichtet ist:

Der schicksalsreiche 13. Januar liegt hinter uns. Die
Abstimmungskommission hat am Dienstagmorgen das
Votum der Saarbevölkerung verkündet. Das Ergebnis
lautet:

| | |
|---|---------|
| Stimmberichtig | 539 341 |
| Abgegebene Stimmen | 528 005 |
| Davon für: | |
| Beibehaltung der jetzigen Rechtsordnung (Status quo) | 46 513 |
| für Frankreich | 2 124 |
| für Deutschland | 477 119 |
| ungültige Stimmen | 2 249 |

Die Wahlbeteiligung betrug, wie nicht anders zu er-
warten war, 98,8 Prozent. Das Ergebnis ist ein starkes
nationales Bekenntnis der Saarbevölkerung zu
Deutschland. Der nationale Gedanke hat über die Frei-
heit und Menschenrechte den Sieg davongetragen.

Unser Verband hat getreu seiner Aufgabe und
Ueberlieferung sich für die Rechte und Freiheit der
Saararbeiterschaft eingesetzt. Einstimmig hatten die
Funktionäre der höchsten Instanz des Verbandes, der
Generalversammlung, sich für die vorübergehende Bei-
behaltung des jetzigen Zustandes entschieden in der
Hoffnung, daß möglichst bald in Deutschland wieder die
Kulturrechte der Arbeiterklasse Platz greifen. Ueber
diese Rechte hat — wie bereits betont — der nationale
Gedanke gesiegt. Auch die Sieger werden anerkennen
müssen, daß die für den Sozialismus und Freiheit
kämpfende Arbeiterschaft eine ehrenvolle Niederlage
erlitten haben. Die Kampfmittel waren ungleich.
Die Ehrlichkeit des Kampfes stand nicht immer im
Vordergrund und trotzdem waren es 46 513 Menschen,
die für die Ehre und Freiheit bis zum Letzten ihren
Mann gestanden haben.

um das andere Deutschland die Fahne der Freiheit zu tro-
gen, werden wir Schulter an Schulter mit unseren Kamer-
aden in den ersten Reihen stehen.

Das sollen sie wissen, alle, die unserem Kampfe unbeteiligt
als Zuschauer von der Galerie zugehört haben, und an den
wirkungsvollen Stellen mit Beifall und Mißfallenkundge-
bungen nicht aekarat haben, und auch die, die heute mit
der anderen Seite festgestanden unter den Sakentkrenzfa-
ben durch die Straßen zogen.

Es wird ein Erwachen geben und dieses Erwachen wird
surchtbar sein. Aber wir wissen auch, und das ist unsere
größte Zuversicht, daß unser Tag kommen wird. Das, was
vergangen ist, soll niedergerissen werden, es mag verschun-
den. Der Tag ist nicht allzu fern, da wir wiederkehren wer-
den mit neuen, mit anderen Waffen.

Auf diesen Tag, Genossen!

Der Fall ist ernst. Zu diesem Aufruf sagt der (nunmehr
nicht mehr stellvertretende?) Landesleiter der „deutschen
Front“ u. a.:

„Die politische Linie der „deutschen Front“ war auch bei
dem für den 15. Januar gestellten Ersuchen von vornherein
klar. Sie ist darauf abgestellt, durch die für den Tag der
Bekanntgabe des Abstimmungsergebnisses verlangten Feiertags-
tagstube zur Entspannung der gegenwärtigen Situation im
Saargebiet entscheidend beizutragen. Wenn nur die Rege-
rungskommission offensichtlich der Meinung ist, eine Ver-
antwortung für diese Entspannung nicht übernehmen zu
können, so ist andererseits die

„deutsche Front“ stolz darauf, daß sie von der Kommission
vor aller Verantwortlichkeit der Verantwortung für die restlos
disziplinierte Durchführung der Feiertagsruhe am 15.
Januar zugewiesen erhält.“

Also hier wird bereits offen proklamiert, daß die amtliche
Völkerbundsregierung gar nicht mehr effektiv im Saar-
gebiet regiert. Hier wird bereits offen proklamiert, daß die
amtliche Völkerbundsregierung in der wichtigsten Aufgabe,
Aufrechterhaltung der Ordnung, von einer Hilfspolizei
der „deutschen Front“ abgelöst wird. Nachdem diese Völker-
bundsregierung in den letzten Tagen vor der Wahl sich schon
die „Hilfspolizei“ der „deutschen Front“ gefallen ließ und
damit nicht unwesentlich zu dem überraschenden Wahlaus-
gang beitrug, ist ihre Beiseitdrängung durch die Hilfs-
regierung der „deutschen Front“ nur gerechter Lohn.

Und das geht nicht nur das Saargebiet, sondern den
ganzen Völkerbund an.

Mag sein, daß ein paar Tote, die es an der Saar geben
könnte, von den Diplomaten ohne sonderliche Aufregung in
den Dossiers begraben würden. Aber die zynische Gleich-
schaltung dieses angeblich immer noch vom Völkerbunde re-
gierten Landes unter den Augen der dreitausendfünfhundert
Mann starken Macht dieses Völkerbundes ist ein politi-
scher Vorgang, der Weltansehen annehmen kann. Der
Völkerbund muß sich darüber klar sein, daß er schon bisher in
der Saarfrage sich nicht mit Ruhm bedeckt hat. Das kurze
Blut der Dezentertage zerfloh im selben Augenblick, als
unter den Augen der Völkerbundsarmee an der Saar die
„deutsche Front“ die Herrschaft der Straße übernahm. Wenn
sich auch noch geflattert wird, die Herrschaft in den Behörden
und der Polizei stillschweigend zu übernehmen und die so-
genannte Regierungskommission zu einer hilflosen Insel
inmitten der Ereignisse zu machen, dann ist schlichterdinges
nicht mehr einzuleben, warum in Gott noch Diplomaten zu-
sammensuchen. Dann gibt es weder an der Saar noch
sonstwo in Europa eine Völkerbundsautorität mehr.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß der sozia-
listische Freiheitskampf an der Saar eine Niederlage
erlitten hat; doch haben wir keine Ursache, darüber den
Kopf zu verlieren, sondern der freigewerkschaftliche
Kampfesgeist muß auch für die Zukunft erhalten
bleiben. Die Opfer und Entbehrungen, Diffamierungen
und Drohungen, waren in diesem Kampf die Waffen
gegen uns.

Die erste Etappe für das Schicksal des Saargebietes
ist mit der Volksabstimmung erledigt. Die zweite
Etappe steht durch die Beschlüsse des Völkerbundes
bevor. Es besteht wohl kein Zweifel, daß bei dem über-
wältigenden Sieg, das Saargebiet auch von Seiten des
Völkerbundes an Deutschland angegliedert wird.

Der Völkerbund hat die große Aufgabe, dafür zu
sorgen, daß die für die Freiheit und den wahren
Sozialismus kämpfenden Menschen, für die Zukunft
geschützt werden. Die bereits im Monat Juni und
Dezember von Deutschland und Frankreich garan-
tierten Rechte genügen nicht; sie müssen ausgebaut und
erweitert werden, um die freiheitsliebende Saar-
bevölkerung vor Schaden zu bewahren.

An unsere Verbandsmitglieder ergeht die Mahnung,
auch in diesen schweren Stunden die Ruhe und gewerk-
schaftliche Disziplin zu wahren; die Mahnung ihrer
Organisation, ihrem sozialistischen Willen die Treue zu
halten.

In den nächsten Wochen wird der Völkerbundsrat
über die Zukunft entscheiden. Nach dieser Entscheidung
wird die höchste Instanz des Verbandes Gelegenheit
haben, sich zu der Lage zu äußern. Es ist die Aufgabe
aller Funktionäre, im Interesse der Mitgliedschaft und
der Saararbeiterschaft ihre Organisation zu erhalten
und an der Gestaltung der Zukunft mitzuwirken.

Unsere Parole bleibt vor wie nach: Der Kampf um
die Gleichberechtigung; der Kampf um den Sozialis-
mus; der Kampf um die Freiheit!

Durdis Guckloch

Chaplin ist in Deutschland unbeliebt. Der Chaplin-Film ist dort generell verboten. Der alte Wundt in Leipzig, dem die Wissenschaft der Psychologie so viel verdankt (vom Psychoanalytiker Freud, der im Dritten Reich als jüdischer Schweinehund gilt, wollen wir gar nicht reden!), hätte ein gelehrtes Privatissimum darüber lesen können, warum das so sein muß und gar nicht anders sein kann.

Chaplin — das ist der Mensch, der so zergrübelt ernst und unsäglich traurig ist, daß er sich über sich selbst belustigt. Nein — Chaplin will auch kein schöner Mann sein! Sonst würde er nicht einen Gehrock tragen, der so aussieht, als hätte er bereits drei seiner Ahnen umflattert. Er würde auch sonst an seinen Zugstiefeln, die nach vorne wie zwei Enterhaken sich emporbäumen, wenigstens die Strippe nicht hervorgucken lassen. Er hätte nicht sein mirakulöses Hütchen (Marke: Junger Gent aus dem Jahre 1905) aufgestülpt. Chaplin weiß, daß die Welt voller Tücken ist. Es kann einem ein Dachziegel plötzlich auf den Schädel stürzen. Man kann an der Weiche der Tram mit dem Absatz hängen bleiben. Man muß seine Demission als Ministerpräsident nehmen oder eine Revolution schafft die Orden ab, die man gerade hat. Ueberall stößt der Mensch auf das Objekt, das ihm feindlich gesonnen ist. So ist das Leben! Odysseus war so ein stummer Dulder und die klassische Darstellung des Menschlichen schlechthin in der Antike. Chaplin ist ein der Zeit entsprechender weniger pathetischer und deklamatorischer Odysseus mitten zwischen plötzlich irrsinnig gewordenen Autos, entgleisten Kinderwagen, verdrehten Radios, festgeklemmten Lifts. Ein Mensch, der nur ein Mensch rennt gegen das böse Ding außerhalb seiner selbst und holt sich Beulen. Da er im Grunde ganz ohnmächtig ist, hilft er sich, als der Weisheit höchster Schluß, damit, daß er zuletzt feixt. Es ist der tiefste Sinn des Seins.

Was soll in der Tat das Dritte Reich da mit Chaplin anfangen? Hier, wo man nicht auf Beinen, sondern auf Stelzen dahermarschiert? Hier, wo Moltkes Grundsatz, Mehr sein als scheinen, ins gerade Gegenteil verkehrt ist? Wo sich der Klumpfuß Goebbels als Renaissance-mensch ausgiebt, der Göring eine bligeblanke komplette Werkbundausstellung gleich auf dem Bauche mit herumschleppt und der Hitler mit Bismarck, Luther und Barbarossa so etwa verkehrt wie der Vormund mit seinen Mündeln?

Nein — Chaplin gehört nicht ins Dritte Reich! Da hat die Zensur durchaus recht. Mehr noch — man muß dort dem Chaplin böse sein und ihm die Gestapo auf den Hals schicken. Denn: wenn die Menschen des Dritten Reiches einmal mit Chaplins ernster Heiterkeit über die wahrhafte

menschliche Natur nachzudenken anfangen, dann müßte sich der „Führer“ und sein Konsortium schleunigst eine Schlafkapsel nach Uebersee sichern. Aber ohne Retourenbillig!

Hitler hat einen ganz großen Gegenfüßler. Er heißt Chaplin!

Mehr scheinen als sein — nur unter diesem Generalaspekt ist ja auch die Jagd des Dritten Reiches nach der arischen Großmutter verständlich. Man sollte meinen, daß für einen Menschen die Leistung genüge, um ihm zur Anerkennung zu verhelfen. Wer da glaubt, noch ein Uebriges tun zu müssen, um Eindruck zu schinden, gerät leicht in Verdacht, eine Null zu sein. Ich habe immer größten Respekt vor dem Manne mit der ungebügelten Hose gehabt, den ich früher regelmäßig im Cafe neben der schönsten Frau der Residenz sitzen sah; was muß das schon für ein Kerl sein, daß die sich — trotzdem — neben ihm setzt. Männern gegenüber, die nie in ihrem Leben einmal eine ausgefranste Kravatte getragen haben, muß man sehr vorsichtig sein, so sie sich als Mitarbeiter anbieten.

So ist das nun auch mit der arischen Großmutter; kaum anders als mit der Bügelfalte und der gutsignierten Kravatte! Was nämlich den braunen Recken im Dritten Reich an eigenen Vorzügen abgeht, das soll nun die arme Ahne wettmachen. Die Großmutter weiß Gott sei Dank in den meisten Fällen nicht mehr, welchem Schubink sie das arische Alibi oft genug verschaffen soll; meist ist sie schon selig entschlafen und ist nicht mehr anders, denn nur noch als Nummer des Taufbuchs oder der Einwohnerregistratur älterer Jahrgänge vorhanden. Aber um so mehr werden jetzt die Leute gequält, die für diese Stammrollen der Seligen verantwortlich sind: die Herren Standesbeamten. Früher mochte das ein recht behaglicher Beruf gewesen sein, einem Pärchen wohlwollend in die Flitterwochen zu verhelfen. Jetzt aber schufsten sie an Millionen von arischen Abstammungsexzerpten, die der Geltungsdrang Neu-Deutschlands von ihnen verlangt.

Es hat nun doch der Landeshauptmann von Böhmen mindestens für seinen Zuständigkeitsbereich dieser Flohmarkterei ein jähes Ende gemacht. Da viele Reichsdeutsche ihre Großmütter irgendwo in Sudetendeutschland gehabt haben (schon vor dem Kriege war die Abwanderung nach dem Reich sehr stark), so langten jetzt in der Tschechoslowakei stoßweise die Gesuche aus dem Hitlerreich an, dem Schreiber doch zu bestätigen, daß seine Großmutter, die im Jahre des Heils verstorbene Fabrikhaberin Amalie Klausperich verheiratete Woditschka, nicht aus Galizien in Böhmen eingewandert sei. Der böhmische Landeshauptmann hat nun verfügt, daß seine Gemeindeglieder nicht dazu da seien, diesem Unfug Beihilfe zu gewähren. Wer hier aus

Deutschland wissen will, ob seine Großmutter zu Ostern Mazzen geliebt hat oder nicht, muß schon den deutschen Gesandten Dr. Koch bemühen. Und auch der kriegt's nur zu erfahren, wenn er den gleichgeschalteten Rücken sehr krumm macht. Sonst sollen alle Brieflein dieser Art unfrankiert wieder in den Briefkasten nach Deutschland geworfen werden. . . .

Freilich — ein Irenarzt ist ja noch keine Kaltwasserheilanstalt!
F. E. Roth

„Es geht ums Allerhöchste“

Der deutsche Kirchenstreit

Der deutsche Korrespondent von „De Provinciale Groninger Courant“ weist den Kirchenstreiten in Deutschland einen ausführlichen Artikel, nachdem er Kritik geübt hat an der Vage der Juden und Katholiken, widmet er seine Aufmerksamkeit der protestantischen Kirche im Dritten Reich. Wir zitieren hierzu einige Absätze: „Ein ganz anderer Charakter trägt der Konflikt mit der Lutherischen Kirche. Hier stehen die Punkte sichtbar; hier hört man deutlich das Tröbnen der Kriegsschwerter, und hier ist das persönliche Motivum zahlreicher großer Figuren schon deutlich für alle Augen sichtbar; man denke in diesem Zusammenhang nur einmal an Prof. Karl Barth aus Bonn. Auch hier hat sich die Niederlage des Nationalsozialismus deutlich in den Neuherungen seiner Führer offenbart, daß der Staat nämlich nicht mehr interessiert sei am Reizen seiner Getulichen. Aber ist es nicht richtig, daß es sich hier nur um „feindliche Weisheit“ handelt? Es geht um mehr; es geht ums „Allerhöchste“. Im Mittelpunkt steht die Frage, ob das Staatsoberhaupt eine Art protestantischer Papst sein soll, dem jeder lutherische Pfarrer den Treueid leisten muß, oder ob über dieser Autorität Gottes Allmacht steht? Es geht um die Frage, ob der Staat die Kirche zwingen kann, einen Reichsbischof und eine Reichskirche auf hohen Befehl anzuerkennen. Die nationale Totalität kommt hier nicht allein in Konflikt mit dem internationalen Katholizismus der römischen Kirche, sondern auch mit den höchsten Gebotsätzen der Lutherischen Kirche, die sich mit der Verächtlichmachung eines politischen Führers nicht in Einklang bringen lassen. So entsteht zwischen einer großen und von heiligen Feuer befeuert, aber politisch machtlosen Bekenntnis-Gruppe und der auf Hitler schwörenden neugeformten Formation der Deutschen Christen eine Reibung, die sich nicht gegen den Staat richtet, sondern sich innerhalb der Parteiengrenzen austobt und darum desto gefährlicher ist.“

Für den Gesamteinhalt verantwortlich: Johann Pflü in Ludweiler; für Inzerate: Otto Kub in Saarbrücken. Notationsdruck und Verlag: Verlag der Volkstimme GmbH, Saarbrücken 2, Schützenstraße 5. — Schließfach 776 Saarbrücken.

Hitlers Perspektiven

Von Arthur Seehof

Ueberblickt man — wenn auch nur in ganz großen Abständen und sehr großen Zügen — die Entwicklung des Staatsmannes, der dem gegenwärtigen Führer und Kanzler während langer Jahre Vorbild und sehr oft weit mehr war, dann kann man mit viel Berechtigung noch manche Ueberraschungen erwarten. Was der eine geworden ist — warum soll es der andere nicht auch eines Tages werden können? Die Welt dreht sich, aber offenbar in Schraubwindungen — rückwärts. Und wir, die wir heute das „Wunder“ miterleben dürfen, den Duce als Garant des Friedens (wie er ihn versteht) zu sehen und weiterhin gar als Demarcheur für die U.S.S.R. — dürfen wir, wenn wir noch einige Jahre Geduld haben, nicht ähnliches von dem anderen — dem Führer — erwarten? Warum eigentlich nicht? Was auch geschieht, es sollte in diesen wirklich tollen Zeiten kaum überraschen. Auch dann nicht, wenn es, statt Frieden und ähnlichem, Friedensverleumdung, oder zu gut deutsch: Krieg sein sollte. . . . Der Krieg, den dieser Duce-Führer-Frieden versucht planvoll vorbereitet. Sind erst die verschiedenen 10-Jahres-Pakte einmal abgelaufen, oder doch zu einem Teil abgelaufen, dann . . . es muß nicht wieder wörtlich so heißen, wie vor 19 Jahren:

„Abbasso l'Austria
E la Germania
Con la Turchia
In compagnia.“

Su deutsch:

„Nieder mit Oesterreich
Und mit dem Deutschen Reich
Mit der Türkei
Der ganzen Rumpanei.“

Es kann vielleicht etwas anders klingen. Aber dieses „Abbasso“, das damals erklang, ist von Mussolini verbrochen worden und 1915 in seiner Zeitung erschienen. Noch heute ist eine offizielle Biografie, Margherita G. Sarfatti, Holz auf diesen „Bekru!“ des augenblicklichen Oesterreich-Ketters. Was für Perspektiven hat doch ein Hitler!

Sein Programm umfaßt 25 Punkte, von denen heute, nach noch nicht einmal zwei Jahren Regierungszeit, bereits alle 25 — erledigt sind. Der Duce hat es mit 14 Programmpunkten genug sein lassen. Allerdings hatten es diese vierzehn Punkte — frei nach Wilson — in sich. So sehr, daß . . . doch man lese erst einmal selbst:

1. Eine verfassunggebende Nationalversammlung, als italienische Unterabteilung der verfassunggebenden internationalen Völkerverammlung, mit der Aufgabe, eine durchgreifende Umgestaltung der politischen und wirtschaftlichen Grundlagen des Staatslebens in Angriff zu nehmen.
2. Ausübung der italienischen Republik. Dezentralisierung der vollziehenden Staatsgewalt; selbständige Verwaltung der Provinzen und Gemeinden vermittels ihrer eigenen gesetzlichen Vertreter. Volksherrschaft, ausgeübt durch ein allgemeines gleiches und direktes Wahlrecht beider Geschlechter, wobei Volksidentität und Veto der Initiative des Volkes vorbehalten bleibt.
3. Abschaffung des Senats. Abschaffung der politischen Polizei. Von der Staatsgewalt unabhängige Wahl der richterlichen Behörden.
4. Abschaffung aller Adelstitel und Ritterorden.
5. Abschaffung der Wehrpflicht.
6. Meinungs- und Gewissens-, Religions-, Vereins- und Pressefreiheit.
7. Ein Unterrichtssystem für die allen offenstehenden Volks- und Berufsschulen.

8. Größte Fürsorge für die Volkshygiene.
9. Auflösung der industriellen und finanziellen Aktiengesellschaften. Unterdrückung jeglicher Spekulation von Banken und Börsen.
10. Einschägung und Besteuerung des Privatvermögens. Enteignung unproduktiver Einkünfte.
11. Arbeitsverbot für Kinder unter 16 Jahren. Achtstunden-Tag.
12. Umstellung der Produktion auf kooperativer Grundlage und unmittelbare Gewinnbeteiligung aller Arbeiter.
13. Abschaffung der Geheimdiplomatie.
14. Eine internationale Politik im Sinne und im Dienste der Solidarität aller Völker und ihrer Unabhängigkeit in einem Staatenbunde.

Welcher Denkende könnte, damals wie heute, gegen dieses „faschistische“ Programm sein? Gegen es ist und war allerdings sein Schöpfer, Benito Mussolini — als er sich in Rom installierte hatte. Und zwar so sehr, daß er prompt oder auch „totalitär“ das Gegenteil von dem tat, was er in den Jahren 1920 und 1921 als sein Programm verkündet und immer wieder verkündet hatte.

Hitler hat wirklich grandiose Perspektiven.

Es war im Jahre 1920, die italienischen Arbeiter hatten die Betriebe besetzt. Da wandte sich der Duce an den damaligen U.S.A.-Botschafter in Rom, Mister Richard Washburn Child (heute — nach Upton Sinclair — „Geiselschiff“ der „Saturday Evening Post“), und — wieder nach Upton Sinclair — ereignete sich dieses:

„Mussolinis Vorschlag ist der einfachste, den man sich denken kann. Er wird ein Schlachtgeschrei erheben, eine Bande junger Mörder um sich sammeln und sich für die Bankiers in den Besitz von Italien setzen. (Ganz wie im Programm vorgesehen!) S. A.) Nur braucht er Geld für die Geschichte; ob die Amerikaner bereit seien, es ihm zu leihen. Die Amerikaner waren damals gerade im Zug, sie hielten in der ganzen Welt Mörder aus. . . . In unerwarteter Zeit der Habel und Bevollmächtigten läßt sich eine solche Angelegenheit rasch in Ordnung bringen. Mussolini bekommt seine Anleihe. Derselbe Vorgang wiederholt sich später. . . .“

Und ist dann von Hitler, nicht nur in Amerika, sondern überall in der Welt, treulich und erfolgreich kopiert worden. Der Duce aber ist heute ein ganz großer Staatsmann, unabhängig natürlich und noch größer. So groß, daß er bereits die ganze, ihm unangenehme Vergangenheit — samt Programm, U.S.A.-Geldern, Matteotti-Mord usw., usf. — beschattet.

Hitlers Perspektiven sind einfach nicht abzusehen.

„Milizia Fascista“ ist das offizielle Organ der Schwarzhemden. Darin hieß es im Oktober 1930 u. a.:

„Die Ohrfeige ist ein wunderbares Ding, ein überzeugendes Argument, ein fixes Mittel, um Ekel oder Enttäuschung auszudrücken. Die Faschisten haben jedoch die Gewohnheit verloren, Ohrfeigen zu verheben. Gehört das vielleicht nicht zum guten Ton? . . . Aber es muß sein, daß die jungen Leute . . . statt die dummen und feigen Scherze der Kaffeehaus-Antifaschisten zu sammeln, ihnen die garantierte faschistische Ware anstellen: kramme Ohrfeigen.“

Mit so zahmen Anweisungen gibt man sich im dritten Reich allerdings (noch) nicht ab. Da wird geknallt. Nicht gerade auf die Wacke, sondern wohin es nur trifft. . . .

Wirklich die Entwicklung ist doch etwas großartiges. Doch noch immer gibt es Menschen, die fragen:

Was für Perspektiven hat eigentlich ein Hitler?

Alle nur möglichen. Denn — und so schrieb der Ungar L. von Kemechen:

„Wieder trachten die Revolver, wieder flogen Knüttel, und die erste Sturmtruppe drang in die Redaktion des „Avanti“ ein. Jedu Minuten später lagen riesige Notationsmaschinen in Stücken herum. Die Möbel waren zerbrochen und aus den Ruinen flog ein mächtiges Flammenmeer auf.“

Das aber dann — wie bekannt — von den Flammenmeeren des Reichstags überstrahlt wurde. Doch — und auch das bekennt der „Erwachende Ungar“ L. von Kemechen:

„In den Banken und Fabriken begannen die eini so mächtigen, jetzt so verzagten Finanzpotentaten aufzuhorchen: „Das scheint unfer Mann zu sein. Großartig. . . . Dieser Mann sagt, daß die Kommunisten mit allen Mitteln niedergeworfen werden müssen, und er hat auch schon bewiesen, daß er Kraft und Energie zum Kampf besitzt. Dieser Mann verdiente tatsächlich alle Unterstützung.“

Die ihm dann ja auch zuteil wurde. Allerdings wohl kaum in dem Ausmaße wie dem anderen, bei dem es nicht nur „schien“, daß er der Mann der Bank- und Fabrikherren sei, o nein, er war es, ist es, und seine ganzen Perspektiven gehen dahin, daß er es auch weiterhin sein wird. Und zwar immer „totaler“.

Und ein solcher Mann sollte nicht „alle Unterstützung“ verdienen?“

Hat er doch selbst bei den jüngsten Nürnberger Kriegsspielen proklamiert, daß ER und die NSDAP das „deutsche Wunder“ seien.

Solche Perspektiven hat ein Hitler!

In der Realität von heute — und hier mag der italienische General und Herausgeber der faschistischen „Forze armate“, Corbelli, das Wort nehmen — drückt sich die glänzende Perspektive — sowohl Italiens wie Deutschlands — so aus:

„Die militarisierte Nation, von der der Duce sprach, ist nicht nur eine Definition, sie ist Wirklichkeit. Der 18. September 1934 (an dem Mussolini die Militarisierung ganz Italiens bekannt gab A. S.) ist ein Tag, der mit goldenen Lettern in das Buch der Geschichte eingeschrieben werden wird.“

Wir befürchten allerdings, daß diese Lettern weniger in Gold als in einer Farbe glänzen werden, die sehr stark nach verformiertem Blut aussehen dürfte. Und hierbei, wenn es um das Verschmieren, wie um den Massenverbrauch dieser Farbe geht wie gehen wird, dürfte ein Hitler — noch während er die letzte „Friedens“-Rede hält — jeden nur denkbaren wie wirklichen Mussolini überir upfen. (Somit natürlich die Allegegenantwortung eines Mussolini nicht verringert sein soll.)

Und das sind die realen Perspektiven eines Hitlers — und seiner Macht.

. . . gerade als wir den letzten Punkt machten, fällt uns ein schönes, wehmütiges Wort von Heinrich Heine ein; es ist, wenn wir uns richtig erinnern, aus den „Reisebüchern“, so richtig, aus dem „Gespräch auf der Themse“. „Keiner kann absehen die Wendung der Dinge“, meinte Heine damals. Doch „wenn eini, was Gott verheißt, in der ganzen Welt die Freiheit verschwunden ist, so wird ein deutscher Trummer sie in seinen Träumen wieder entdecken.“

Und das ist auch eine Perspektive. . . .

Zwischen dieser und jener steht allerdings noch etwas anderes — etwas von dem „Absehen“ der Dinge: die soziale Revolution gegen Hitler, wie gegen den Faschismus überhaupt.

Und das ist die Perspektive.

Die Revolution gegen die Barbarei.

Menzel, rasseästhetisch gesehen

Von Paul Westheim

Anläßlich des 120. Geburts- und 30. Todestages Adolf Menzels zeigt — Ende Januar — die Nationalgalerie in Berlin eine Menzel-Ausstellung. Früher wartete man mit solcher Gedenkausstellung bis zum 125. Geburtstag oder bis zum 50. Todestag. In einem tausendjährigen Reich kann man nicht abwarten; jeden Augenblick können ja die tausend Jahre rum sein. Und da man ohnehin wenig zu feiern hat. — Aber Menzel kann man immer feiern. Menzels Dokumente zum Leben Friedrichs des Großen sind immer noch begeisternder als Lenins Parteitagfilme, die ja auch Geschichte demonstrieren, Geschichte eines Niedergangs.

Menzel, das ist das Preußentum in der Kunst. Nicht nur dem Thema nach, auch im künstlerischen Charakter. Genie sei Fleiß, hat er gesagt. Sein Künstlertum war sachlich, korrekt, nüchtern, pflichttreu. Euer Bluff, Phrase, Großsprecherei, Charlatanerie, Aufgeblasenheit — also die entscheidenden Merkmale des Dritten Reiches — hätte er nur Verachtung gehabt. Er hätte niemals den Führer mit Fridericus verwechselt. Er hatte Blick für historische Größe und gewiß auch für bloß großmannsüchtiges Getue.

Nach der Rasseästhetik, wenigstens nach der von Schulze-Naumburg — es gibt ja noch andere, die mehr oder minder auch Gequatsche sind — stimmt der ganze Menzel nicht, kommt daher in „Kunst und Rasse“ auch nur in einer kleinen, nebensächlichen Nebenbemerkung vor. Ohne Schulzen weiter ernst nehmen zu wollen, jene Rasseästhetik behauptet, jeder Künstler spiegele in seinem Schaffen sein eigenes leibliches und geistiges Selbst. Zu deutsch: einer, der verkrüppelt oder krank ist, malt nur Krüppel oder krankhaftes Zeug. Einer, der Verbrecher malt, ist selbst Verbrecher, zum mindesten Untermensch. Den rein arischen Schönheitstyp kann nur einer mit rein arischem Selbst darstellen und wenn man irgendwo im Schaffen eines Künstlers auf den nichtarischen Miesheitstyp stößt, so ist ganz klar, daß der betreffende Maler weder Künstler noch Arier sein kann. Rembrandt, der im Alter und gerade in seiner besten Zeit häufig biblische Szenen und jüdische Typen aus dem Amsterdamer Ghetto, in dem er lebte, dargestellt hat, natürlich ausgenommen. Aus große Künstler wie Rembrandt kann man die paßt nur auf die kleineren und mittleren, weshalb ja auch von Rosenberg angefangen die Rasseästheten alle eine so gewaltige Vorliebe für die kleinen Mittelmäßigkeiten haben.

Was so absurd man sich niemals ausgedacht hätte, wenn es nicht einen ganz bestimmten Zweck hätte; der Zweck der ganzen Rasseästhetik besteht offenbar darin, die künstlerisch Begabten und Bedeutenden auszuschalten und Bahn frei zu machen den Untüchtigen. Hier hatte es den praktischen Zweck, daß man sagen konnte, alle jene heutigen Künstler, jene verruchten Expressionisten, die sich als Dichter oder Maler tapfer mit der Zeit auseinandersetzen, ihrer Not, ihrem Jammer, ihrem Elend — was es ja sogar auch im Dritten Reich noch in beträchtlichem Maße geben soll, wenn auch keine Rede davon sein darf — alle diese Künstler, die Kollwitz z. B., die man nicht mehr gelten lassen will, seien Untermenschen, Kulturbolschewisten usw. Während ein stramm erbgewandter herangewachsener Künstler von siegfriedhaft leiblichem und sonst weiter nicht störend in die Erscheinung tretendem geistigem Selbst wie, sagen wir mal Baldur von Schirach, unbeschadet ein Genie ist, selbst wenn er, was ohnehin das Klügere gewesen wäre, nie gereimt hätte.

Wie man sieht, eine zeitgemäß passende Aesthetik. Für frühere Zeiten, obzwar es da auch ganz leidliche Künstler gegeben haben soll, paßt sie weniger. Z. B. paßt sie gar nicht auf Grünewald, der gewiß einer der größten deutschen Maler, wenn auch bloß ??? Expressionist gewesen ist. Auf der Versuchung des hl. Antonius vom Isenheimer Altar sind, wie man weiß, die vom Antonius-Feuer Befallenen mit so unerhörter Kräßheit und Echtheit dargestellt, daß ein Arzt Dr. Richet, allerdings ein Franzose nur, danach bis auf Einzelheiten getreu die Symptome der schrecklichen, erfreulicherweise inzwischen erloschenen Seuche feststellen konnte. Nach jener Rasseästhetik müßte ein Maler, der statt heldischen Wesens so symptomgetreu Krankheitsverfall darstellen konnte, selbst krank oder zum mindesten krankhaft veranlagt gewesen sein. Vermutlich ist das auch der Grund, weshalb in dem „Kunst- und Rasse“-Buch von Schulze-Naumburg Grünewald mit keiner Silbe erwähnt wurde. Dieser großartige deutsche Maler existiert für die Rasseästhetik einfach nicht. Sie paßt mehr auf die liebliche Postkartenschönheit gewisser Italiener, die reichlich auch abgebildet sind, während von der ganzen deutschen Malerei der Vergangenheit in dem ganzen Buch nichts weiter zu sehen ist als ein Frauen-Bildnis von Cranach. Offenbar paßt die gesamte altdeutsche Malerei nicht so recht hinein in die deutsche Rasseästhetik. Als bei einem der Schulze-Naumburgschen Vorträge in München, es war noch vor der „nationalen Erhebung“, ein Künstler dem Rasseästheten zurief, er solle doch mal was von dieser alten deutschen Malerei zeigen, da kriegte der Zwischenrufer von dem Nazisaalschutz ein paar in die Presse. Was ja auch ein Argument ist, sogar ein schlagendes.

Menzel, der Gnom mit dem Wasserkopf, hatte bekanntlich nicht das leibliche Selbst eines lünerhaften Siegfried. Was ihn nicht gehindert hat, der geniale Fridericus-Schilderer zu werden. Entgegen den Lehren der Rasseästhetik ist es ihm gar nicht eingefallen, seine Menzelsche Leiblichkeit, sondern eben die des Fridericus darzustellen. In diesem Fall also ist mit der rasseästhetisch gespiegelten Leiblichkeit nichts, um nicht zu sagen: ist alles bloß Quatsch. Auch Kant hatte nicht so ganz die vorschriftsmäßige SA-Kommißfigur. Weshalb seine Philosophie ja auch rassisch minderwertig ist, jedenfalls mit Rosenberg gar nicht so vergleichbar. Nur ein leibliches Selbst wie Kant konnte ein Werk vom „ewigen Frieden“ schreiben.

Aber auch sonst gibt Menzel vom rasseästhetischen Standpunkt aus zu mancherlei Bedenken Anlaß. Nach den Bestimmungen der Reichskulturkammer hat der deutsche Künstler im Ausland nichts zu suchen. Dürer, der das Glück hatte, der Reichskulturkammer noch nicht unterstellt zu sein, ist zwar nach Italien und nach den Niederlanden gepilgert, ohne Schaden an seiner arischen Seele zu leiden; aber sie haben ja recht, besonders viele Dürer haben sie nicht in der Reku. Menzel hatte das Pech, daß es in den 50er-Jahren des vorigen Jahrhunderts noch keine Reichskulturkammer gab, die ihm das Auslandsreisen verboten hätte. Leichtfertig wie eben ein selbständiger Künstler ist, dem niemand was verbietet, ging er sogar — nach Frankreich. Die Folgen konnten naturgemäß nicht ausbleiben.

Im Anschluß an diese Pariser Reise hat er eine Reihe Bilder gemalt, die, es läßt sich nicht bestreiten, sehr angeregt sind von Pariser Eindrücken. Eins dieser Bilder — es hängt in der Nationalgalerie —, statt Kroll-Oper zu heißen, heißt sage und schreibe „Théâtre Gymnase“. Und ist auch so gemalt, in einer Art nämlich, die sehr, sehr impressionistisch anmutet. In dieser so impressionistisch anmutenden Art sind noch eine ganze Reihe Bilder dieser Zeit gemalt: das „Balkonzimmer“, die „Potsdamer Bahn“, der „Blick auf den Park des Prinzen Albrecht“, die „Abendgesellschaft“, Die Gouachen des „Kinderalbum“ u. a. Es gibt sogar Leute — ich gehöre nicht zu ihnen, in meinem Buch „Helden und Abenteuer“, habe ich das bereits eingehender dargelegt —, die diese Bilder des jungen Menzel höher einschätzen als die Historienbilder.

Daß Impressionismus und gar französisch angelegter Impressionismus zersetzend und rasseästhetisch entschieden abzulehnen ist, weiß jedes Kind. Das wirft man vor allem ja Liebermann vor, der, es ist nicht zu bestreiten, innerhalb der Berliner Malerei der eigentliche Nachfolger Menzels ist. Uebrigens war Liebermann stets ein begeisterter Verehrer des Impressionismus, in seinem Schaffen selbst aber war er gar nicht Impressionist, sondern Berliner Wirklichkeitsmaler. Bei dem Menzel des Théâtre Gymnase wars genau umgekehrt. Die Bilder dieser Art sind tatsächlich stark unter dem Eindruck französischer Anregungen gemalt und müssen „weltanschaulich“ dem Impressionismus zugezählt werden. Frage, ist der Menzel des Théâtre Gymnase rasseästhetisch und weltanschaulich abzulehnen oder nicht? Wie ich die Rasseästhetik kenne, wird man über diese Frage mutig, d. h. mit Stillschweigen hinweggehen. Ich nehme an, daß man nicht so töricht sein wird, das Théâtre Gymnase oder das Balkonzimmer in der Menzel-Ausstellung zu unterschlagen. Man wird sich auch da trösten, daß die Rasseästhetik gewiß sehr gut und schön ist, daß man allerdings im Ernstfall doch besser keinen Gebrauch davon macht.

Schlachtenmaler ist weltanschaulich das Feinste, was ein vom Dritten Reich anerkannter Maler sein kann. Sonst konnte man auch großer Künstler sein, ohne gerade Schlachtenmaler zu sein. Dürer war keiner, Holbein auch nicht, Rembrandt auch nicht, die Künstler, die die romanischen und gotischen Dome mit Darstellung aus der Heilengeschichte ausschmückten, schon ganz und gar nicht. Wie stehts mit Menzel, dem Schlachtenmaler? Der junge Menzel, der mit einer beispiellosen Fantasie sich in den Geist der friderizianischen Zeit hineinzusetzen vermochte, hatte selbstverständlich bei den Illustrationen zum Leben Friedrichs des Großen die betreffenden Schlachtszenen darzustellen. Gemalt hat er nur zwei Schlachten, die von Leuthen und die von Hochkirch. Die letztere allerdings unvollendet gelassen. Ueber fünfzig Jahre stand das Hochkirch-Bild im Atelier, ohne daß Menzel es fertig gemalt hätte. Mit mehr Vorliebe malte Menzel die anderen Friedrich-Bilder: das Flötenkonzert, die Tafelrunde in Sanssouci. Sehr blutig gehts darauf nicht zu, eher kultiviert, Kultur des Dixhuitième. Wenn im reiferen Alter Menzel keine Schlachtenbilder mehr malte, sogar das angefangene unvollendet ließ, so mag das seine Ursache haben, daß er 1866 Gelegenheit hatte, Schlachtfelder in natura zu sehen. Er war eigens nach den böhmischen Schlachtfelder gefahren. Aber was er da von Krieg und Heldentod sah —. Nach Hause schreibt er nur, er wisse nun, woher Schlüter die Masken seiner sterbenden Krieger her habe. Nie wieder aber hats auf seiner Staffelei ein Schlachtenbild gegeben. Nicht einmal nach 70, wo das doch für den „nationalen Maler“ die große Konjunktur war. Das überließ er anderen, Anton von Werner usw., die er mit seinem Lieblingsausdruck „mediocre“ zu bezeichnen pflegte. Er selbst malt das „Ballsooper“, malt sein Eisenwalzwerk, das erste moderne Industriearbeitsbild, das in Deutschland gemalt worden ist.

Selbst Menzel paßt nicht in die Rasseästhetik.

Er war eben Maler, aber nicht Propagandamaler. Seine Friedrich-Bilder waren Kunstwerke und keine Ufa-Filme.

Armer Diesterweg

Neue Sprache

In der Philologen-Zeitschrift „Die neueren Sprachen“ — sie erscheint im Frankfurter Schulverlag Diesterweg — lesen wir:

„Die Zeit verlangt voller Hingabe nach dem Führer im Drange der Sehnsucht nach Gestaltung ihres aus den Tiefen erregten Lebenshungers.“

Diese Sprache ist nicht nur „neu“, sie ist so neu, daß nicht der leiseste Zusammenhang zwischen ihr und irgend einer anderen lebenden Sprache zu finden ist. Man liest hier, wie den Sag versteht, wird um Zuhilfenahme gebeten.

Die Piefkes resignieren

Höre ich die Piefkes anken
(Piefkes gibt es überall);
Hüter bleibt auf jeden Fall,
Denk' ich so: Na, ihr Halunken,
Geld, das ja noch nie gestunken,
Licht auch euch zum braunen Stall.

Augenblicklich wird ja drüben
Großer Ausverkauf gemacht,
Deutschland schlägt die Rohstoffschlacht,
Schieber fischen gut im trüben,
Und das Volk ist wieder Rüben
Unter Aufsicht von Herrn Schacht.

Da die Piefkes und Konsorten
Immer Großverdiener sind,
Wittern sie Profit im Wind,
Der jezt weht aus Deutschlands Pforten,
Und sind plötzlich allerorten
Wieder hitlerisch gesinnt.

Horatio.

Zucker für Brünette

„Muß die deutsche Frau blond sein?“

Diese Frage an das deutsche Schicksal wird im Sprechsaal des „Westdeutschen Beobachters“ vor die Frauen und Mädchen des Kölner Bezirks aufgeworfen, wo die Blondes keineswegs überwiegen. Sie werden folgendermaßen getröstet:

„Wenn es auch richtig ist, daß die blonde Haarfarbe ein Merkmal der nordisch-germanischen Rasse ist, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß eine vorbildliche deutsche Frau nicht dunkles oder schwarzes Haar haben darf. Bitten Sie Ihre Braut, sich doch einmal andere Frauen und Mädchen anzusehen. Sie wird dann feststellen müssen, daß sehr viele brünett oder schwarz sind, obgleich sie im übrigen ein typisch nordisches und deutsches Aussehen haben. Die moderne Rassenforschung hat festgestellt, daß es eine rein germanische Rasse nur noch in wenigen schmalen Gebieten gibt. Ueberall sonst ist fremdes Blut durch die Völkerwanderungen, durch Zuzug von Ost und West und Süd eingedrungen. Wir unterscheiden daher ja auch zwischen nordischen, fälischen, ostischen, alpinen und anderen Rassegruppen. Diese Mischung ist kein Fehler, solange nicht artfremdes, das heißt etwa asiatisches oder jüdisches Blut unsere nordischen Wesenseigenschaften zersetzt und zerstört. Sie kann vielmehr sehr segensreich sein, weil sie die guten Eigenschaften der europäischen nordisch bestimmten Rassegruppen verschmilzt und ergänzt. Ob blond oder brünett oder schwarz, ist gehupst wie gesprungen, wenn nur die Seele und die Gesinnung deutsch sind. Wenn Sie sich über diese Fragen genauer unterrichten wollen, um Ihrer Braut sachverständig erklären zu können, daß sie sich irrt, dann besorgen Sie sich für 30 Pfennig durch Ihren Buchhändler die kleine, aber sehr gründliche Schrift von Paul Magdeburg „Rassenkunde und Rassenpolitik“, die im Eichblatt-Verlag in Leipzig erschienen ist. Und im übrigen machen Sie Ihrer kleinen hübschen Braut am besten klar, daß im Leben gut und schön immer nur das Ehrte sein kann. Alles, was sich anders gibt, als es ist, stellt aber den Schein über das Sein. Es ist unecht und daher unwahrhaftig und minderwertig. Es täuscht Dinge vor, die gar nicht da sind. Das gilt für alle Lebenserscheinungen, sogar für das Haar eines entzückenden und braven Mädchens.“

Prof. M.

Man sieht: Professor M. ist ein feiner Kenner.

„Wahrheit ist ein Hund...“

Einer mit Ressentiment

Welch merkwürdige Formen oppositionelle Meinungsäußerungen im „dritten Reich“ annehmen, zeigt der Leitartikel der „Deutschen Wochenschau“ vom 4. Januar 1935, die noch immer als das heimliche Sprachrohr des abgesägten Staatssekretärs Feder gilt.

Der Autor findet kein aktuelleres Thema als Shakespeares „König Lear“. „In „König Lear“ darf nur der Narr sagen: „Wahrheit ist ein Hund, der ins Loch muß und hinausgepeitscht wird, während Madame Schöllhündin am Feuer stehen und stinken darf.“ Und im „Lear“ werden die treuen und stolzen Wahrheitskinder verstoßen, vertrieben, geblendet — aus Gründen der Staatsraison, nannte man es später. Doch die, die die Wahrheit nicht hören können, weil sie die Stimme ihrer ungezähmten Tricholieber hören und mit Wahrheit verwechseln, fallen in Wahnsinn oder Tod, weil ihnen die Erkenntnis der trotz alledem waltenden Wahrheit zu spät oder gar nicht aufgeht.“

Und wenn sie ihnen aufginge: sie müßten in diesem „dritten Reiche“ weiter kuscheln.

Kein Problem

In der „Deutschen Juristenseitung“ des Dr. Karl Schmitt, Berlin, lesen wir:

„Die „Verfassungsfrage“ erhebt sich mehr und mehr in den Staaten der Gegenwart. In Deutschland dagegen ist sie kein Problem mehr.“

Denn Probleme pflegt man in Deutschland auf eine einfache Art zu erledigen: man erschlägt jeden, der von ihnen zu sprechen wagt.

Adel mit Sternchen

Der neue deutsche Adelskalender, der „Gothasdie Almanach für das Jahr 1935“, übernimmt die Methoden des Baedeker. Er führt Sternchen ein für die besonderen Schenswürdigkeiten. Als solche gelten und tragen inskünftig einen Stern die Adelfamilien, die ihre rein arische Abkunft auf sechs Generationen nachweisen können.